

Büchner stirbt im Februar 1837 in Zürich an Typhus. Mitten in jener Stadt, in der er am Beginn seiner wissenschaftlichen Karriere als Anatom stand, liegt er begraben, am Zürichberghang. Die Grabinschrift stammt von Georg Herwegh: »Ein unvollendetes Lied sinkt er ins Grab, der Verse schönsten nimmt er mit hinab.« Büchners gedrängte und bedrängte Existenz, die unheimliche dichterische Produktivität und die zielstrebige Arbeit an der wissenschaftlichen Karriere lassen ihn nach einem Wort von Robert Walser als »hellblitzenden, jugendlichen Stern« erscheinen. So gleicht sein Leben einem Paradoxon: auf der einen Seite das Bild des tragisch Unvollendeten, auf der anderen Seite eine Art Vollendung, der nichts zur Größe fehlt. Man sollte Her-

mann Kurzke dankbar sein für diese anregende, unbedingt lesenswerte Biografie. Mehr als drei Jahre hat der emeritierte Germanist daran gearbeitet und seinen Respekt vor Büchner in interpretatorischen Spürsinn gefasst. Dass sein Buch pünktlich zum 200. Geburtsjahr von Georg Büchner vorliegt, mag zwar der »Mode des Biografismus« geschuldet sein, die Hannelore Schlaffer kürzlich als »Abschied von der Theorie« beklagte. Auf Kurzkes Buch indes trifft diese Feststellung nicht zu: es befragt Büchners Werk in alle Richtungen und stellt dadurch die bestmögliche Annäherung dar an die »Geschichte eines Genies«.

Hermann Kurzke: Georg Büchner. Geschichte eines Genies, C. H. Beck, München 2013, 592 S., 29,95 €. ■

Ulrich Baron

Das Phantom der Nachhaltigkeit

Energiewenden gestern und heute

Ulrich Baron

(* 1959) ist Literaturwissenschaftler und arbeitet als Kritiker und freier Publizist in Hamburg.

ulrich.baron@t-online.de



Seit der industriellen Revolution haben Wirtschafts- und Bevölkerungswachstum eine Dynamik entwickelt, die sich dem politischen Gestaltungs- und Ordnungswillen immer weiter entzogen hat. Je größer aber die Probleme werden, die sich aus unkontrollierbarem Wachstum ergeben, desto mehr wächst das Bedürfnis nach einer großen Wende, die nicht nur den Energiesektor, sondern auch Agrarwirtschaft, Industrie und allgemeine Lebensgestaltung ressourcenschonend und

umweltverträglich gestalten könnte. Während Robert und Edward Skidelsky in *Wie viel ist genug?* aus ökonomischer und philosophischer Sicht nach einer »Ökonomie des guten Lebens« suchen, zeigt eine Reihe von anderen Bänden, wie bedenklich es wäre, als Reaktion auf globale Probleme und Krisen auf ein universelles Lösungskonzept zu setzen.

Kurz vor seinem Tod im Jahre 1714 veröffentlichte der sächsische Oberberghauptmann Hans Carl von Carlowitz ein Buch, in dem er die Ergebnisse jahrzehntelanger forstwirtschaftlicher Studien zusammenfasste. Holz war im Bergbau seiner Zeit als Baustoff wie als Energieträger unentbehrlich – ein nachwachsender Rohstoff, der aber nach menschlichem Ermessen nur langsam nachwächst. Die Ersetzung des Holzes durch den Stahlbau und die Erschließung fossiler Brennstoffe waren da-

mals noch nicht vorhersehbar, und so gab Carlowitz in seiner *Sylvicultura oeconomica* eine »Hauswirthliche Nachricht und Naturmäßige Anweisung zur Wilden Baumzucht«. Dass sein Buch zum 300. Jubiläum der Veröffentlichung als aufwendig edierter Nachdruck erscheint, hat mit einem Begriff zu tun, der darin eher am Rande gebraucht wird: Um drohenden Holzmann, eine »Holznot« abzuwenden, »wird derhalben die größte Kunst/Wissenschaft/Fleiß/und Einrichtung hiesiger Lande darin beruhen/wie eine sothane Conservation und Anbau des Holtzes anzustellen, daß es eine continuirliche beständige und nachhaltige Nutzung gebe weil es eine unentbehrliche Sache ist/ohne welche das Land in seinem Esse nicht bleiben mag«.

Auch wenn es übertrieben erscheint, Carlowitz deshalb die »Erfindung der Nachhaltigkeit« zuzuschreiben, wie es der Titel eines Begleitbandes tut, zeugt die *Sylvicultura* doch von einem Umgang mit nachwachsenden Rohstoffen, der nicht den schnellen Profit, sondern den bleibenden Nutzen im Auge hat. Dass man Zuchttiere nicht schlachten und Saatgut nicht essen sollte, dürfte schon frühen Nomaden und Ackerbauerkulturen bekannt gewesen sein. Aber während für sie der Erfolg »nachhaltigen« Wirtschaftens schon binnen Jahresfrist sichtbar wurde, handelte es sich bei der Forstwirtschaft um ein Generationenprojekt, denn »es lässet sich auch der Anbau des Holtzes nicht so schleunig wie der Acker-Bau tractiren (...) wenn das Holtz erst einmahl verwüestet/so ist der Schade in vielen Jahren sonderlich was das grobe und starcke Bau-Holtz anbelanget/ja in keinem seculo zu remidiren«. Was die Ahnen einst gepflanzt oder »nachgehalten« hatten, kam erst Enkeln und Urenkeln zu nutze.

Das Geschlecht derer von Carlowitz hatte seit dem 14. Jahrhundert Staatsbeamte und vor allem auch Jagd-, Flößerei- und Forstbedienstete gestellt, und so lag es in der Familie, sich Gedanken über Nach-

haltigkeit und Kontinuität zu machen, die man durchaus als Vorarbeiten für einen weiteren heute aktuellen Begriff verstehen kann – nämlich den der Generationengerechtigkeit.

Freilich lebte von Carlowitz weit vor Beginn des industriellen Zeitalters und in einem Land, in dem weite Regionen noch vom Dreißigjährigen Krieg verheert und entvölkert waren. Dazu kam ein feudales Konzept von Familie, Eigentum und Besitz, nach dem die jeweils aktive Generation nur Verwalter eines Erbgutes war. So gilt auch für ihn das, was Robert und Edward Skidelsky in *Wie viel ist genug?* einem Adam Smith (1723-1790) zuschreiben. Der stellte sich den wirtschaftlichen Fortschritt nicht als ein Wachstum ohne Ende vor, sondern als ein Wachstum innerhalb der von Institutionen, Gewohnheiten und politischen Entscheidungen eines Volkes gesetzten Grenzen. Tatsächlich sprachen er und seine Zeitgenossen ja auch nirgendwo von Wachstum, sondern stets von »Verbesserung«, ein Begriff, der eine ebenso moralische wie materielle Komponente umschließt.

Die Atomeuphorie der frühen Jahre

Welchen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Revolutionen sein Konzept der Nachhaltigkeit hätte standhalten müssen, wenn der rasant ansteigende Energiebedarf der Industrialisierung nicht mit Kohle gedeckt worden wäre, war für Carlowitz ebenso wenig absehbar wie die düsteren Prognosen, die ein Thomas Robert Malthus Ende des 18. Jahrhunderts in Hinblick auf eine drohende Überbevölkerung aufstellen sollte. Man kann mutmaßen, dass eine nachhaltige Forstwirtschaft, die eine kurzfristige und verheerende Vermarktung des verfügbaren Baumbestandes verhindert und die Holzpreise auf einem konstant hohen Niveau gehalten hat, einem raschen

Umstieg auf die Energiegewinnung aus Kohle zusätzlichen Vorschub leistete. Was fortan am Holz gespart wurde, wurde im Bereich der fossilen Energieträger umso schneller verbrannt.

Gemessen an der aktuellen Energieperiode aber vollzog sich selbst die industrielle Revolution im Schnecken tempo. Deshalb lohnt sich der Blick auf eine näher liegende Entwicklung, die Joachim Radkau, der Biograf Max Webers und Verfasser der lesenswerten Stoffgeschichte »Holz« (Oekom), anhand von *Aufstieg und Fall der deutschen Atomwirtschaft* analysiert hat. Wer noch die bürgerkriegsähnlichen Bilder von Anti-AKW-Demonstrationen, Stacheldrahtverhauen, Polizeikohorten und Panzerwagen etwa in Brokdorf vor Augen hat, sieht sich in diesem ursprünglich 1973/74 als Habilitation begonnenen und nun zusammen mit dem Kernenergieexperten Lothar Hahn aktualisierten und erweiterten Arbeit auf verblüffende Weise mit einer Phase der »Atom-Euphorie« der frühen Nachkriegszeit konfrontiert. An zahlreichen Beispielen zeigt Radkau, dass diese Euphorie weniger profunder Sachkenntnis entsprang als – unter anderem – dem Wunsch, den Schrecken von Hiroshima und Nagasaki einen Wunschtraum der gebändigten, friedlichen Kernenergie entgegenzusetzen.

Zunächst sahen viele Zeitgenossen die Kernenergie als eine in der Anschaffung zwar teure Technik, nach deren Installation sich die Treibstoffkosten jedoch auf ein Mindestmaß reduzieren würden. Atomkraft erschien als eine Universaltechnik, mit der man buchstäblich Berge versetzen, heizen, Automobile betreiben und chemische Prozesse befördern konnte. Verstärkt wurde die naive Begeisterung dadurch, dass die Protagonisten der ersten Stunde Physiker, aber keine Ingenieure waren. Das Prinzip war ihnen sonnenklar, aber wie aufwendig dessen praktische Umsetzung werden würde, lag jenseits ihres Horizontes.

Aus der Sicht der Atomeuphoriker er-

schien die Einführung dieser Zukunftstechnologie so rational wie in späteren Zeiten der Handel mit CO₂-Zertifikaten oder die aktuelle Energiewende – an der auch eine Physikerin maßgeblich beteiligt ist, während viele Ingenieure sich die Haare raufen. Und auch beim Aufstieg der Atomwirtschaft blieb lange unklar, wer nun eigentlich was leisten, finanzieren und betreiben sollte, denn die »Energiewende« der frühen Jahre fiel in eine Zeit, in der die deutsche Kohle mit einer Absatzkrise zu kämpfen hatte. Die in den 50er Jahren beschworene »Energilücke« war damals noch nicht spürbar und der Siegeszug des Erdöls stand noch bevor, doch die Drohung mit einem künftigen Energiemangel kam einer Verknüpfung von Kohle- und Kernkraftförderung zugute, wobei erstere die Zeit bis zur Entfaltung der letzteren bequem überbrückte: »Die Wirklichkeit sah (...) so aus«, so Radkau erstaunlich aktuell anmutendes Resümee der ersten Energiewende, »dass langfristig gemeinte Prognosen in Argumente für einen weit kurzfristiger orientierten Kohle- und Kernenergie Protektionismus umgemünzt wurden.« Mochte dieser Versuch, einer antizipierten Krise zu begegnen, auch seinerzeit vorausschauend gewirkt haben, erscheint er aus heutiger Sicht eher vorauseilend oder gar als voreilig. Radkau formuliert den Tatbestand eleganter, wenn er feststellt, »dass der durchgängige Grundzug der frühen Atompolitik ihr spekulativer Charakter« gewesen sei.

Die Zukunft ist für Überraschungen gut

Das lässt sich freilich über alle Annahmen sagen, die sich auf die fernere Zukunft beziehen. Und wenn die Atomeuphoriker der frühen Jahre die Bedeutung ihrer Wundertechnik weit überschätzt und die Gefahren einer Proliferation waffenfähigen Materials, vor allem aber die Probleme der

Endlagerung weit unterschätzt haben, so ist das nur die eine Seite der Medaille. Auf der anderen steht die Entwicklung der elektronischen Datenverarbeitung, die das Leben bis in unsere Tage weit stärker revolutionieren sollte als die Atomkraft. Und dort stand auch die Entstehung einer Umweltbewegung, die der Atomwirtschaft ein frühes, zuletzt gar sprunghaftes Ende bereiten sollte. So sprengten unerwartete Entwicklungen den Rahmen, innerhalb dessen die Kernenergie ihre angeblich segensreiche Wirkung hätte entfalten sollen.

Der Slogan auf dem Band *Terra Preta*, der sich mit der »schwarzen Revolution aus dem Regenwald« beschäftigt, genauer mit der Produktion von mit Holzasche versetzter und besonders fruchtbarer Schwarzerde, klingt aber ebenso naiv und euphorisch wie die lange verklungenen Loblieder auf die Kernkraft: »Mit Klimagärtnern die Welt retten und gesunde Lebensmittel produzieren«. Das wäre den Bewohnern des amazonischen Regenwaldes, die lange vor einem Carlowitz mit ihrer Schwarzerde nachhaltig gärtnernten, wohl übertrieben erschienen, aber leider können sie das den Weltrettern von heute nicht mehr mitteilen, weil ihre Kultur der europäischen Expansion nicht standgehalten hat. Natur und Geschichte kennen keine Nachhaltigkeit, und nicht die Welt muss gerettet werden, sondern der Mensch – immer wieder auch vor falschen Propheten. Das Beste, was wir angesichts alter, älterer oder aktueller Rettungsstrategien und einer ungewissen Zukunft haben können, sind unterschiedliche Meinungen, damit am Ende nicht alle aufs falsche Pferd gesetzt haben.

Hans Carl von Carlowitz: Sylvicultura oeconomica oder Haußwirthliche Nachricht und Naturmäßige Anweisung zur Wilden Baum-Zucht. Oekom, München 2013, 640 S., 49,95 €. – Sächsische Carlowitz-Gesellschaft (Hg.): Die Erfindung der Nachhaltigkeit. Leben, Werk und Wirkung des Hans Carl von Carlowitz, Oekom, München 2013, 285 S., 24,95 €. – Joachim Rad-

kau und Lothar Hahn: Aufstieg und Fall der deutschen Atomwirtschaft. Oekom, München 2013, 413 S., 24,95 €. – *Ute Scheub/Haiko Pieplow/Hans-Peter Schmidt: Terra Preta. Die schwarze Revolution aus dem*

Regenwald, Oekom, München 2013, 206 S., 19,95 €. – *Robert & Edward Skidelsky. Wie viel ist genug? Vom Wachstumswahn zu einer Ökonomie des guten Lebens. Kunstmann, München 2013, 280 S., 19,90 €.* ■

Peter Brandt

Die klassische deutsche Arbeiterbewegung – neu beleuchtet

Peter Brandt

(* 1948) ist Professor für Neuere deutsche und europäische Geschichte an der Fernuniversität Hagen.

peter.brandt@fernuni-hagen.de



Manche Anzeichen deuten darauf hin, dass die Theorien und die Geschichte des Sozialismus angesichts der Entzauberung des globalisierten Finanzmarktkapitalismus durch die krisenhaften Erscheinungen des letzten Jahrzehnts wieder mehr Interesse finden. Auch in Deutschland, wo der Zusammenbruch des sogenannten »realen Sozialismus« kapitalismuskritische Positionen in beträchtlichem Maß marginalisiert hatte.

Im Stuttgarter Schmetterling-Verlag ist jetzt ein kleiner Band erschienen, der aus mehreren Gründen Beachtung verdient: Der Verfasser, der junge Berliner Historiker Ralf Hoffrogge, stellt sein Buch über die deutsche sozialistische Arbeiterbewegung vor 1914 als Beitrag zur Bewusstseinsbildung der heutigen »amorphen« sozialen Bewegungen bzw. ihrer Aktivisten sowie aller Interessierten einschließlich Studierender vor. Dabei bewegt sich der Autor durchweg auf einem hohen Kenntnis- und Reflexionsniveau, so dass von Unwissenschaftlichkeit keine Rede sein kann, auch wenn der fachwissenschaftliche Dis-

kurs als solcher hier nicht im Mittelpunkt steht.

Hoffrogge konzentriert seine Darstellung bewusst auf die innersozialistischen Debatten und Kontroversen, die er jedoch an die gesellschaftlichen Strukturen und Prozesse anbindet, so dass sie nicht als rein ideologische, abstrakte Vorgänge von der realen Bewegung isoliert werden, welche sich stattdessen gewissermaßen in ihnen verdichtete, als die elementare und spontane Arbeiterbewegung (»Bewegung der Lohnarbeitenden im Kapitalismus«) und die antikapitalistisch-sozialistischen Ideen im Laufe des 19. Jahrhunderts nach und nach zu einer »geschichtsmächtigen Einheit« fanden. Die anarchistischen Gruppierungen bzw. Tendenzen gehören für den Autor wie selbstverständlich zu seinem Gegenstand hinzu und verdienen aus seiner Sicht eine unvoreingenommene Würdigung; generell lehnt er es ab, die Urteile seitens der sozialdemokratischen wie der parteikommunistischen Historiografie über deren gemeinsame Geschichte unbesehen zu übernehmen. Seine eigenen Wertungen sind aus der Analyse der konkreten historischen Situation heraus entwickelt, statt dass sie schematisch an diese herangetragen würden, und sind deshalb stets nachvollziehbar.

Zu den ausgesprochenen Stärken des Buches gehört die Behandlung des bis 1875 anhaltenden Richtungsstreits zwischen Lassalleanern und »Eisenachern« (um August